

WOLFGANG BÜHNE (HRSG.)

ANDI BÜHNE

BO
MB
ER



Für alle, die Andi
kannten, denen er
Wegweiser,
Wegbegleiter,
Freund und
Vorbild war.

**BO
MB
ER**
1971-2016



INHALT

6 FAXENKÖNIG

- 8 Bloß kein Christ werden!
- 9 Der Sonntag: ein Albtraum!
- 11 Stinkfaul und arbeitsscheu
- 13 Der Ausstieg
- 16 »Aus dem wird nie was!«
- 18 Karriere als Koch
- 18 Warnsignale
- 21 Drogengeschäfte
- 25 In der Sackgasse
- 27 Todesangst
- 30 »Oh Happy Day!«
- 32 Szenenwechsel
- 35 Blaulicht
- 37 Es war nicht alles rosig ...
- 39 Neuland
- 41 Pizza, Kicker und 15-Minuten-Botschaft
- 44 Ein gesalzenes Leben

52 TRAUER-UND DANKESFEIER

54 Traueransprache

66 ERINNERUNGEN

68 Helene Bühne

80 Naemi Bühne

82 Familie aus Schwelm

84 Viktor Ott

87 Zoe Ott

88 David Bühne

94 Debora Bühne

96 Tabitha Bühne

100 Carsten Görsch

104 Andreas Fett

112 Lucian Binder

114 Oliver Neufurth

118 Patrik Kahlenbach

121 Kristin Reiß

124 Ralf Meisel

126 Gorden Winter

1. Auflage 2020

Leseplatz.de
© 2020 Christliche
Buchhandlung
Bühne GmbH
Eisenweg 2, 58540
Meinerzhagen
kontakt@leseplatz.de

Herausgeber:
Wolfgang Bühne

Umschlag: Lucian
Binder, Leseplatz

Satz: Anne Caspari,
Leseplatz

Druck und Bindung:
ARKA Druck, Polen

Fotos: privat

Artikel Nr. 184906
ISBN 978-3-947602-06-3

Teil 1

FAXEN

KÖNIG

7

ANDI BÜHNE

Bloß kein Christ werden!

Eigentlich erzähle ich nicht so gerne aus meinem Leben, weil man immer in der Gefahr steht, sich selbst in den Mittelpunkt zu stellen, den dicken Max zu markieren und zu übertreiben, um andere zu beeindrucken.

Wenn ich hier aus meinem Leben erzähle, dann möchte ich dabei Gott die Ehre geben. Er hat mich aus einem völlig kaputten und sinnlosen Leben herausgerettet.

Ich bin in Schwelm, einer kleinen Kreisstadt an der Grenze zu Wuppertal, aufgewachsen – also umgeben von Rheinland, Ruhrgebiet, Sauerland und Bergischem Land. Mein Baujahr ist 1971.

Meine Eltern besaßen ein sehr großes, wunderschönes Grundstück außerhalb der Stadt. Dort verbrachte ich mit meinen Geschwistern Antje und Markus eine traumhafte Kindheit – zumindest was die ländliche Umgebung und den Erfindungsreichtum meines Vaters betraf. Der hatte nämlich nicht nur als begabter Techniker bei der Firma Titan in Schwelm für wichtige Neuerungen gesorgt, sondern uns Kinder mit einer riesigen Modelleisenbahn im Garten beglückt, um die uns alle Freunde beneideten. Dazu kam noch ein Swimmingpool, der in den 80er-Jahren noch etwas Außergewöhnliches war ...

Meine Eltern Gerd und Gerda waren überzeugte Christen. Ihre Zugehörigkeit zu einer konservativen christlichen Gemeinde prägte ihren Alltag und natürlich auch unsere Erziehung. Und das war zumindest für mich schon als Kind ein großes Problem.

Der Sonntag: ein Albtraum!

So war zum Beispiel der sonntägliche Gemeindebesuch ein feststehendes Ritual, das nicht zur Diskussion gestellt wurde. Wir Jungens wurden in schreckliche Samt-Anzüge gesteckt und nach dem Frühstück fuhren wir zur Gemeinde. Dort war es üblich, dass Männer und Frauen getrennt saßen. Wir Kinder durften nicht zappeln und keinen Pieps sagen, um die andächtige Ruhe nicht zu stören. Das war für mich einfach schlimm. Allerdings konnte ich mir damals noch gar nicht vorstellen, dass es auch andere Gemeinden mit anderen Traditionen gab, denn wir gingen immer in diese eine Gemeinde.

Vormittags wurde jeden Sonntag das Abendmahl gefeiert. Anschließend gab es für uns Kinder in kleinen Gruppen die sogenannte Sonntagschule. Am Nachmittag ging es nach dem Kaffeetrinken wieder zur Gemeinde, um dort – zumindest für meinen Geschmack – eine mehr oder weniger lange und oft

auch langweilige Predigt zu ertragen, die uns Kinder nur selten irgendwie einbezog.

So wurde der Sonntag für mich zum ödesten Tag der Woche, und abends war ich froh, wenn ich ihn hinter mich gebracht hatte. Es war mir absolut rätselhaft, was meine Eltern und die vielen anderen Gemeindeglieder bewegen konnte, daran Gefallen zu finden und Jahr für Jahr diese Tradition aufrechtzuerhalten.

Trotzdem hatte ich nie Zweifel, dass Gott existiert und die Bibel Gottes Wort ist.

Alle paar Jahre wurde in der Gemeinde eine Vortragswoche durchgeführt, die man »Evangelisation« nannte. Natürlich waren wir Kinder jeden Abend dabei. Von der Freude, Gott zu kennen und ihn zu lieben, war da allerdings nur am Rande die Rede. Aber die Schrecklichkeit der Sünde und der ewigen Verdammnis wurde mit aller Deutlichkeit und Lautstärke gepredigt. Allerdings wurde auch hinzugefügt, dass Jesus Christus am Kreuz für unsere Schuld gestorben ist und Gott deshalb Sünde vergeben kann. Wie oft betete ich als kleiner Knirps unter dem Eindruck dieser ernstesten und meist sehr emotionalen Predigten zu Gott: »Lass mich nicht in die Hölle kommen, und bitte vergib mir meine Schuld!« Aber am nächsten Morgen war alles wieder beim Alten. Ich log weiterhin und tat all die Dinge, von denen ich genau wusste, dass sie Gott nicht gefielen.

10

Eine gewisse Gottesfurcht war dennoch bei mir vorhanden und natürlich auch ein oberflächliches Bewusstsein von Schuld.

Ich hatte wohl Angst vor der Hölle, aber absolut keine Lust, mein Leben zu ändern. Die Liebe Gottes, der Kreuzestod Jesu waren mir bekannte Begriffe, aber sie berührten mein Herz und Gewissen nicht. Was »an Jesus glauben« wirklich bedeutet, davon hatte ich keine Ahnung, und es interessierte mich auch nicht.

Stinkfaul und arbeitsscheu

Der Wunsch nach Anerkennung war bei mir sehr ausgeprägt. Da ich stinkfaul war und in der Schule nicht mit guten Noten angeben konnte, begann ich schon im Alter von zehn Jahren zu stehlen – und damit Geld in der Tasche zu haben –, um mich bei meinen Klassenkameraden interessant zu machen. Ich erfand Geschichten, um prahlen zu können und mich wichtigzumachen. Meine große Sorge war, dass jemand von meinen Schulkameraden erfuhr, dass meine Eltern überzeugte und strenge Christen waren, und der Verdacht entstehen könnte, dass man mich auch dazuzählen und damit aufziehen könnte.

Umso peinlicher war es für mich, dass mein Vater jeden Morgen nach dem Frühstück der versammelten Familie etwas aus der Bibel oder einem frommen Tageskalender vorlas und wir anschließend auf die Knie gingen und mein Vater ein Gebet sprach.

Das Problem war, dass unsere Nachbarjungen uns jeden Morgen abholten, um mit uns die paar hundert Meter zur Haltestelle zu gehen, wo wir dann vom Schulbus mitgenommen wurden. Manchmal geschah es, dass wir mit dem Frühstück und Gebet spät dran waren oder mein Vater das Gebet in die Länge zog und ich schon die Tritte oder Unterhaltungen meiner ankommenden Freunde hörte oder sie durch unser großes Fenster kommen sah, während wir auf den Knien hin und her rutschten. Dabei hatte ich nur die eine Befürchtung: dass meine Freunde mich bei diesem frommen Ritus erwischen und mich ausfragen oder sogar auslachen könnten.

Hin und wieder passierte aber genau das, und meine Freunde fragten neugierig und amüsiert, was wir als Familie denn auf dem Fußboden zu suchen oder was für seltsame Verrenkungen wir zu machen hätten. Worauf ich mir schon vorher eine Erklärung zurechtgelegt hatte und lässig zu erläutern versuchte, dass wir alle einen silbernen Löffel auf dem Boden gesucht hätten, der beim Frühstück runtergefallen sei. Oder dass mein Vater ab und zu Wert auf ein wenig Morgengymnastik vor dem Schulbesuch lege, oder irgendetwas Blödes, wonach ich dann so schnell wie möglich das Thema wechselte, um nur ja weitere Nachfragen um jeden Preis zu verhindern.

12

In der Gemeinde, von der ich berichtet habe, gab es so etwas wie eine Teenie-Jungen-Gruppe. Aber da passte ich einfach nicht rein. Mit diesen Jungs kam ich nicht klar. Ich kleidete mich anders als sie. Sie hatten andere Hobbys als ich, es passte ein-

fach nicht. Das bekam ich auch deutlich von ihnen zu spüren, und meine Reaktion war ganz einfach: *Ja, Leute, wenn ich hier nicht reinpasse, dann geh ich hier auch nicht mehr hin.*

Der Ausstieg

Im Alter von vierzehn Jahren versuchte ich dann meinen Eltern klarzumachen, dass ich nicht mehr mitgehen wollte – weder zu den Gemeindestunden noch zum Teenie-Kreis. Das waren oft heftige Kämpfe. Anfangs zog es noch, wenn ich argumentierte, ich hätte furchtbare Bauchschmerzen. Aber nach drei Wochen Bauchschmerzen – die dann meist ausgerechnet sonntags auftraten – war das irgendwann nicht mehr glaubwürdig. Allerdings hatte ich schon in diesen Jahren ein gewisses schauspielerisches Talent entwickelt, mit dem ich beeindrucken und eine Show abziehen konnte.

Es war auch die Zeit, in der ich meine Eltern belog und bestahl, was das Zeug hält. Ich versuchte das alles immer wieder sehr gut zu verstecken, damit es möglichst keiner mitbekam. Immer einen Schuldigen gesucht und nie etwas zugegeben – nie!

Da mein Vater, wie schon erwähnt, ein begabter Techniker und Konstrukteur und daher oft auf Achse war und meist erst spät nach Hause kam, war meine liebe, herzengute Mutter mit

meiner Erziehung völlig überfordert. Sie litt sehr darunter, dass ihr Sohn nicht nur keinerlei Interesse für ein christliches Verhalten oder einen frommen Lebensstil zeigte, sondern Gott für eine Spaßbremse hielt.

Damals begannen die heftigen Diskussionen und Auseinandersetzungen mit meinen Eltern. In dieser Zeit versuchte ich schließlich, anderswo meine Freunde zu finden – und das war gar nicht mal so schwer.

In der Schule war ich bisher mit meinen Kameraden immer ganz gut klargekommen. Aber bald kamen die ersten Situationen, in denen es zu Schlägereien kam, und da nahm ich dann überhaupt keine Rücksicht mehr. Ich verprügelte andere im Namen der Klasse und traute mich Sachen, für die ich mich heute an den Kopf packe. Damals fand ich es unheimlich gut, auf diese Weise genau die Anerkennung und Bewunderung zu bekommen, die ich in der Gemeinde nie erfahren hatte. Und so bin ich sehr schnell in ungute Cliques geraten, wurde von wesentlich Älteren akzeptiert und aufgenommen, weil sie dachten: *Den können wir gut als Kanonenfutter für uns gebrauchen!*

Und so kam es, dass ich bereits im Alter von fünfzehn Jahren von meinen Kumpels, die drei oder vier Jahre älter waren als ich, in Discos mitgenommen wurde. Damit meine Eltern und auch meine Geschwister davon nichts merkten, stieg ich nachts durchs Fenster und dann ab nach draußen. So begann ich, ein Doppelleben aufzubauen.

Damals interessierte ich mich überhaupt nicht für einen Beruf, das war mir irgendwie völlig egal. Doch mein Vater kam als Techniker aus der Industrie und sagte mir eines Tages: »Werkzeugmacher ist auf jeden Fall ein Beruf mit Zukunft!« Na ja, ich hab's dann irgendwie gemacht und eine Ausbildung in Ennepetal angefangen. Und auch während der Ausbildung lernte ich wieder Leute kennen, mit denen ich eigentlich nur unterwegs war, um Party zu machen.

Wir Lehrlinge hatten während der Ausbildung einen internen Wettbewerb: Wer schafft es am längsten krankzufeiern, ohne wirklich krank zu sein? Natürlich war ich in dieser Disziplin der Beste. Ich schaffte es, über ein Jahr lang zu schauspielern. Ich hatte dem Arzt vorgelogen, ich hätte fürchterliche Herzprobleme, und wurde dann nach allen Regeln der Kunst untersucht und musste ein Langzeit-EKG über mich ergehen lassen. Aber man fand nichts.

Irgendwann wurde der Arzt etwas misstrauisch und meinte: »Herr Bühne, Sie müssen jetzt aber auch mal wieder arbeiten gehen!«

»Ja klar«, sagte ich dann, »gerne und sofort, wenn Sie mich nur gesundschreiben würden!«

Am nächsten Tag ging ich auf die Arbeit, holte meine Arbeitskarte, nahm eine Leiter, stellte die neben eine Maschine, machte mich ein bisschen dreckig und legte mich anschließend platt auf den Boden. Irgendjemand kam dann vorbei und sah mich

dort liegen: »Ach du Schandel!« Alle dachten, es sei wieder mein Herz gewesen, und so wurde ich wieder krankgeschrieben. Meine Eltern und Geschwister bekamen von dieser Schauspielerei nichts mit, weil ich selten zu Hause und meist auf Achse war. So sah es in mir aus. Ich war total link, versuchte alle über den Tisch zu ziehen und skrupellos zu belügen.

»Aus dem wird nie was!«

Damals begann auch meine Drogenkarriere. Schon in der achten Klasse war ich das erste Mal auf einer Klassenfahrt mit Marihuana, also Hasch, in Berührung gekommen. Das war auch wieder so eine Art Mutprobe. Einer aus der Parallelklasse kam großspurig an und fragte lässig: »Hat jemand Lust zu rauchen?« Ich zögerte nicht lange, erklärte mich bereit und erlebte meinen ersten Rausch. Das war nicht toll für mich, aber irgendwie wussten alle, dass ich so etwas jetzt auch machte. So stieg ich in ihrer Achtung und kam mit der Zeit auch in andere Kreise rein.

16

Zunächst begann es damit, dass man am Wochenende *ab und zu* mal Hasch rauchte. Dann wurde es *jedes* Wochenende zum Ritual, dann kam ein Wochentag dazu, und es dauerte schließlich nicht lange, bis ich *täglich* Marihuana rauchte.

Das Problem bei dieser Droge ist – die ja heute leider als harmlose »Soft-Droge« bezeichnet wird –, dass man ziemlich träge und antriebslos wird. Man hat zu nichts Bock, und das spiegelte sich in meinem Leben auch wider.

In der Ausbildung kam es dann dazu, dass ich meinen Ausbilder verprügelte, weil er mir auf die Nerven ging. Warum ich nicht an Ort und Stelle gekündigt wurde, ist mir heute noch schleierhaft. Mir wurde dann freigestellt, ob ich selbst die Kündigung einreiche oder ob ich lieber gekündigt werden wollte. Ein halbes Jahr vor meiner Gesellenprüfung schmiss ich alles hin.

Als mein Vater wegen dieser Geschichte den Ausbildungsleiter aufsuchte, bekam er zu hören: »Dieser Bursche taugt nichts, aus dem wird nie was. Wir wollen ihn bei uns nicht wiedersehen!«

So stand ich ohne abgeschlossene Berufsausbildung auf der Straße. Eine Zeit lang hielt ich mich mit Fließbandarbeit, im Straßenbau oder als Monteur über Wasser, aber auch hier warf ich bald die Brocken hin. Ich wusste nicht, wie mein Leben weitergehen sollte, und lebte einfach ohne Ziel und Sinn drauflos.

Meinen Eltern log ich vor, ich würde irgendwo jobben gehen. Aber ich war zu faul und desinteressiert dazu und war lieber mit Typen, wie ich einer war, unterwegs, um Drogen zu konsumieren.

Karriere als Koch

Dann lernte ich Heike kennen, und die kam aus einer Gastromomen-Familie. Ihr Vater ermöglichte uns, ein Ausflugslokal zu übernehmen. Ich hatte davon überhaupt keine Ahnung, aber ich fand es unheimlich cool, da zu stehen und Bier zu zapfen. Und es war eine richtig große Gaststätte. Doch auf einmal wurde unser Koch krank, und wir hatten ein Problem: »Wer soll jetzt kochen?« Da entschlossen wir uns, es selbst mal auszuprobieren.

Das war sehr abenteuerlich. Wenn man noch nie gekocht hat und die Leute bestellen Essen! So manch einer bekam in der Anfangszeit von uns etwas auf den Teller, was er danach schwer bereute bestellt zu haben. Aber der Vater von Heike brachte mir damals viel bei, und es machte mir extrem viel Spaß. Die Qualität unserer Kochkünste nahm zu. Das sprach sich herum und belebte das Geschäft.

Warnsignale

18

Während dieser Zeit zog ich auch bei meinen Eltern aus und bezog ein Zimmer in der Gaststätte, die nicht allzu weit von meinem Elternhaus entfernt war. Ab und zu ließ ich mich dort

auch sehen – ohne dass meine Eltern allerdings ahnten, in was für einen Sumpf ich mich hineingeritten hatte.

Das Problem war allerdings nicht nur *meine* Drogensucht, sondern auch die von Heike. Wir steckten praktisch alles Geld, das wir in der Gaststätte verdient hatten, sofort wieder in Drogen. So war es nur eine Frage der Zeit, bis wir pleite waren und die Gaststätte geschlossen werden musste.

Wieder einmal stand ich auf der Straße, hatte keinen Berufsabschluss, prahlte aber vor meinen Freunden und Bekannten so überzeugend mit meinen Erfolgen und Beziehungen, dass sie mir glaubten und bedenkenlos Geld liehen, das sie nie wiedersehen sollten.

Ich hatte nie einen Führerschein gemacht, hatte aber überhaupt keine Skrupel, selbst zu fahren. Eines Abends war ich mit einem Freund in der Stadt. Wir hatten dort viel getrunken und waren dann zu mir nach Hause gefahren. (Während dieser Zeit hatte ich vorübergehend wieder bei meinen Eltern Unterschlupf gefunden.) Dort konsumierten wir dann noch Drogen, und ich kam benebelt auf die Idee: »Komm, ich fahr mal eben in die Stadt, um was zu essen zu holen.«

Mein Freund gab mir, wie so oft, seinen Autoschlüssel, und ich fuhr davon, um an einer Tankstelle ein paar belegte Brötchen zu holen. Inzwischen war es Nacht geworden, und so schlief ich nach kurzer Fahrt plötzlich am Steuer ein, kam dann schlafend von der Landstraße ab und geriet auf ein größeres Feld,

auf dem am Ende ein paar Bäume standen. Ich erwischte genau den Baum in der Mitte – Totalschaden!

Heute weiß ich, wer mich vor diesen Baum gelenkt hat, aber damals sah es so aus, als ob ich Selbstmord begehen wollte. Alle hatten diese Vermutung. Doch ich hatte nicht im Traum daran gedacht!

Ein Nachbar, den ich kannte, hatte den Krach gehört, lief in die Richtung und fand mich, nachdem ich mühsam, blutend, mit wahnsinnigen Schmerzen und einem Büschel Haare weniger aus dem Auto gekrochen war. »Bitte nicht die Polizei holen!«, flehte ich ihn an. Ein Bauer wurde gerufen, der das Auto mit einem Traktor abschleppte und an einen sicheren Platz brachte, der im Grunde ein vorsorgliches Versteck sein sollte.

Später überlegten wir dann, was wir nun mit diesem Wrack anfangen sollten. Einer meiner Kumpels, der sich in diesem Geschäft auskannte und die richtigen Werkzeuge dafür hatte, machte den Vorschlag, das Wrack in Stücke zu zerschneiden und im Wald zu vergraben. Der Versicherung könne man anschließend melden, der Wagen sei gestohlen worden, um dann das Geld dafür zu kassieren. Aber dazu kam es glücklicherweise nicht.

Ich hatte viele Kopfverletzungen, eine Gehirnerschütterung, den Fuß mehrmals gebrochen und auch das Schlüsselbein. Meine Eltern und Geschwister dachten: *Endlich hat er kapiert, wohin das Ganze führt!* Aber das war nicht so. Im Krankenhaus

besuchten mich meine alten Freunde, und die Party ging schon auf der Krankenstation weiter.

Ich hatte allerdings ein Problem: Ich war nicht krankenversichert. Und so bin ich kurz darauf aus dem Krankenhaus abgehauen und mit dem Gips einfach zu Hause rumgelaufen. Die Knochen in meinem Fuß wuchsen schief zusammen. Die Folgen davon habe ich noch heute zu tragen.

So war also unsere Gaststätte pleite, die Beziehung zu Heike ging in die Brüche, und zu allem Unglück hatte ich jetzt noch die Schulden vom kaputten Auto am Hals, einem Corsa GSI: 16 000 Mark, für mich eine unerschwingliche Summe. Mein Vater streckte mir den Betrag vor und erwartete natürlich, dass ich das Geld zurückzahlen würde. Aber ich wusste nicht, woher ich so eine Riesensumme kriegen sollte. Mit Diebstählen, kleineren Einbrüchen und Gelegenheitsjobs versuchte ich mich durchzuschlagen, aber das reichte vorne und hinten nicht. Dieses Dilemma führte dazu, dass ich mich entschloss, »schnelles Geld« mit Drogendealen zu verdienen.

Drogengeschäfte

21

Alles fing klein an. Von uns aus war es nicht so weit nach Holland – nur etwa zweihundert Kilometer und schon befand

man sich im Zentrum des Drogenhandels. Wir fingen mit kleinen »100-Gramm-Platten« an, aber das Geschäft entwickelte sich so schnell weiter, dass wir bald auch große Mengen einkauften.

Eines Tages hatten wir auch für einen anderen Dealer noch etwas zu besorgen. Wir fuhren immer in die gleiche Stadt nach Holland. Alles war vorher gründlich geplant und vorbereitet: Die Menge stimmte, der Preis war ausgehandelt. Wir luden alles ein und fuhren über eine kleine grüne Grenze nach Deutschland zurück. Das hatte bisher immer super funktioniert.

Nur an diesem Tag nicht, als wir mit vier Kilogramm Marihuana und zweihundert Gramm Kokain im Kofferraum (nach heutigem Wert etwa 23 000 Euro) und nach diesem erfolgreichen Deal gut gelaunt unterwegs waren. Wir fuhren auf die Grenze zu, als kurz vor uns plötzlich ein Balken rausgeschoben und die Grenze zugesperrt wurde. Ich war mir sicher: *Jetzt ist es vorbei!*

Wir saßen in einem tiefergelegten, aufgemotzten Dreier-BMW, ich hatte damals noch lange Haare, war total übermüdet, hatte Ränder unter den Augen und sah wie ein Hippie aus. Ein Blinder hätte gemerkt, dass wir zugeröhnt waren und Drogen schmuggelten. Mir war klar: *Gleich hast du die Handschellen an. Alles vorbei! Du verlebst die nächsten Jahre im Knast!* Schließlich hatte ich keinen Führerschein, war durch Schlägereien vorbestraft und hatte schon einige Male ein Wochenende im Gefängnis verbracht.

22

Als wir vor der Schranke abbremsten, habe ich in höchster Not nach vielen, vielen Jahren mal wieder gebetet: »Gott, wenn ich

hier durchkomme und nicht in den Knast muss, dann hör ich auf mit den Drogen. Die ganze Sendung schmeiße ich weg, ich will nichts mehr mit den Drogen zu tun haben und fange ein neues Leben an. Das verspreche ich!»

Und im letzten Augenblick, kurz bevor wir an der Schranke zum Stehen kamen, sah ich nach vorne und erblickte vor uns direkt an der Schranke ein Auto mit dem Kennzeichen EN (für Ennepe-Ruhr-Kreis) – also mit dem gleichen Kennzeichen wie wir. Darin saß ein älteres Ehepaar, und blitzschnell kam mir der Gedanke: *Das könnte unsere letzte Rettung sein!*

Der Zöllner kam auf uns zu und fragte: »Wo kommen Sie her?«

Ich antwortete spontan und so lässig und gelangweilt wie möglich: »Wir waren gerade mit unseren Eltern in dem Auto vor uns in Venlo Kaffee trinken.«

»Gut, fahren Sie weiter!«

Wir wurden tatsächlich durchgewunken! Sprachlos vor innerer Anspannung fuhren wir los, und erst nach einem halben Kilometer hielten wir an, prusteten los und konnten uns nicht mehr halten vor Lachen. Es war nicht zu fassen! Ich wusste nicht, woher mir der Geistesblitz auf die Frage des Zöllners gekommen war. Ich dachte keine Minute mehr daran, was ich soeben noch im Gebet Gott versprochen hatte: *»Gott, wenn ich hier durchkomme, will ich nichts mehr mit den Drogen zu tun haben.«*

Und so ging es mit meinem Leben weiter wie eh und je. Das Problem dabei war, dass ich es nicht hinbekam, vom Gewinn

durch den Drogenverkauf meine Schulden abzuführen – alles wurde sofort wieder für Partys und Frauen ausgegeben.

Weil ich derart rasant lebte, kam ich auch in immer krassere Kreise hinein. Die Leute, mit denen ich zu tun hatte, waren unehrlich. Man hätte nie ein Portemonnaie oder einen Schlüssel liegen lassen können. Das wäre sehr gefährlich gewesen. Man traute niemandem mehr, selbst den angeblich besten Freunden nicht. Natürlich beruhte das auf Gegenseitigkeit – denn auch mir konnte man nicht trauen.

Doch einer tat es, zu seinem Nachteil: Er verkaufte mir sein Motorrad, und ich versprach ihm, innerhalb einer Woche das Geld dafür zu besorgen.

Ich hatte wieder mal eine neue Lieferung Drogen bekommen. Mit dem auf Pump erworbenen Motorrad fuhr ich durch die Stadt, als einer meiner Kunden an der Straße stand. Ich hielt an und fragte: »Brauchst du was?«

»Mmmh, muss ich erst mal testen, die Ware.«

»Okay«, sagte ich, »steig auf, wir fahren zu mir nach Hause.«

Ich hatte natürlich immer noch keinen Führerschein, auch keinen zweiten Helm dabei. Er stieg auf. Ich fuhr auf eine Kreuzung zu. Wir mussten nur noch über diese Kreuzung und dann in den Wald. Ich hatte Vorfahrt und etwa 80 Sachen drauf, als mir plötzlich einer von rechts die Vorfahrt nahm. Wir klatschten genau in die Seite des Wagens und flogen beide über die Kreuzung. Ich hatte den Helm nicht zu, der Helm flog ab, und als ich die Augen

öffnete, standen zig aufgeregte Leute um uns herum. Jeder wollte Krankenwagen und Polizei holen. Mein Beifahrer hatte weder Helm noch Schutzkleidung an. Ich rief nur mit letzter Kraft: »Keine Polizei, keine Polizei ...« Doch dadurch wurden die Passanten stutzig und ahnten schon, dass hier vielleicht etwas nicht ganz stimmte. Natürlich wurde sofort der Krankenwagen gerufen, und wir beide kamen mit Blaulicht, Knochenbrüchen, Gehirnerschütterung und Sehnenabriss ins nahe Kreiskrankenhaus.

In der Sackgasse

Dort kam die Polizei zu mir und fragte mich nach dem Führerschein. Damals gab es noch einen ganz guten Trick: Man musste eigentlich nur einen Bruder oder eine Schwester mit Führerschein haben – also in meinen Fall natürlich einen Bruder. Ich gab mich also als mein Bruder aus und nannte sein Geburtsdatum. Wenn ich im Auto von einem Streifenwagen angehalten worden war und die Polizei kontrolliert hatte, ob ein Führerschein vorlag, hatte das bisher immer problemlos funktioniert. Das war auch jetzt der Fall – allerdings hatte mein Bruder keinen Motorradführerschein! Darüber hatte ich überhaupt nicht nachgedacht. Daher kam natürlich sofort die Frage: »Ja, aber Sie haben doch gar keinen Motor-

radführerschein!?» Ich erzählte, den hätte ich gerade in einer Ferienfahrschule gemacht. Wieder mal log ich.

Nachdem ich dann Stunden später operiert und mit Gipsbein im Krankenhauszimmer lag, kehrte die Polizei wieder zu mir zurück und sagte, sie hätten das mit dem Ferienführerschein gar nicht herausfinden können ...

Ich weiß heute nicht mehr, mit welchen Lügen ich es schaffte, die Polizisten abzuwimmeln. Doch sie hatten kaum das Zimmer verlassen, als eine Krankenschwester hereinkam und meine Krankenversicherungskarte haben wollte. Jetzt wurde es noch brenzlicher, denn ich war immer noch nicht krankenversichert. Nachdem ich sie getröstet hatte, sah ich in meiner Panik nur noch rot und ergriff bei nächster Gelegenheit die Flucht. So gut und schnell ich konnte, humpelte ich aus dem Krankenhaus. Von einem Freund ließ ich mich abholen und zu meinen Eltern bringen. Die machten aber zu diesem Zeitpunkt Urlaub in Holland. Also verschanzte ich mich allein in meinem Elternhaus und schloss mich ein.

Am nächsten Tag kam natürlich die Polizei und suchte mich. Doch es gelang mir wieder, sie mit allen möglichen Lügen abzuwimmeln. Es war der 19. Juni 1993. Ich war total am Ende. Ich sah keinen Ausweg mehr aus diesem Lügenwirrwar und wusste nicht mehr, was ich machen sollte. In dieser Sackgasse fiel mir ein, dass ich noch ein paar Drogen besaß, und in meiner Verzweiflung entschloss ich mich, mein sinnloses Leben zu beenden. Meinen Eltern hatte ich nur Ärger gemacht, alle Freun-

de hatte ich verprellt und verloren und in meinem Leben nichts auf die Kette gekriegt. Es gab für mich keinen plausiblen Grund, weshalb ich noch weiterleben sollte.

Ich verzog mich in den Keller meiner Eltern, verrammelte die Tür nach oben und fing an, meine letzten Drogen zu nehmen. Ein Messer lag bereit, um mir die Pulsadern aufzuschneiden ...

Todesangst

Obwohl ich jede Menge Drogen genommen hatte, spürte ich irgendwie keinen Rausch. Etwas verwirrt und benebelt legte ich mich auf eine alte Matratze im Keller und wartete auf die Wirkung der Drogen und mein baldiges Ende. Als ich dort in meiner elenden Ausweglosigkeit so lag, kamen mir auf einmal christliche Kinderlieder ins Gedächtnis, die ich vor über zehn Jahren irgendwann mal gelernt hatte. Und dann erinnerte ich mich plötzlich an den bekanntesten Vers aus der Bibel, Johannes 3,16:

»Denn so hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe.«

27

Oh nein, dachte ich, bloß nicht auch noch Halluzinationen!

Ich versuchte weiter vergeblich, mich zu betäuben. Doch dabei wurde mir ganz klar: *Wenn ich mir jetzt das Leben nehme, dann stehe ich vor Gott. Und bei Gott gibt es nur ein Urteil: Weg mit dem! Der hat hier nichts zu suchen!*

Plötzlich bekam ich panische Angst vor dem Sterben – und vor Gott. Auf meiner Matratze liegend, betete ich: »Herr Jesus, ich hab dich jetzt schon so oft betrogen, aber wenn du für mich noch eine Möglichkeit siehst, hier rauszukommen, dann hilf mir bitte!« Wie schon bei der letzten Aktion schrie ich zu Gott um Hilfe. Meine Worte waren nicht viel anders, aber dieses Mal kamen sie aus meinem Herzen.

Im nächsten Moment war ich eingeschlafen. Als ich am Morgen aufwachte, wusste ich aber noch ganz genau, was ich gebetet hatte. Dann ging ich raus aus dem Keller und rief mir ein Taxi. Während meiner zahlreichen Krankenhausaufenthalte in den vergangenen Jahren hatte mich häufig ein Christ aus Schwelm, Jürgen Winterhoff, besucht. Er war immer wieder aufgetaucht und fragte mich, wie es mir ging. Doch er versuchte nie, mich anzupredigen oder mir die Leviten zu lesen, sondern ich hatte immer das Gefühl: *Der interessiert sich wirklich dafür, wie es mir geht.* Einmal hatte er zu mir gesagt: »Andreas, egal was ist, egal welche Uhrzeit, du kannst immer bei mir klingeln. Ich bin immer für dich da!«

In meiner Hilflosigkeit fuhr ich nun per Taxi zu diesem Jürgen. Ich hatte ihn lange nicht mehr gesehen. Als ich bei ihm an

der Tür klingelte und er mich sah, blickte er mir in die Augen und sagte: »Andreas, ist es endlich so weit?«

»Ja, es ist so weit!«

Jürgen Winterhoff erinnert sich gut an diese unerwartete Begegnung:

»Wie ein angeschossener Bär, wie ein Wrack, bedrückt, demontiert und gebrochen, stand er plötzlich vor mir. Mehr als vier Stunden saßen wir zusammen, und erst scheinbar sehr nachdenklich und fast ungewohnt schüchtern packte er aus.

Ich konnte ihn an das Gebet des Zöllners erinnern: *»O Gott, sei mir, dem Sünder, gnädig!« (Lukas 18,13)*, und an die Worte Davids: *»So weit der Osten ist vom Westen, hat er von uns entfernt unsere Übertretungen« (Psalm 103,12)*.

Dann sind wir auf die Knie gegangen, und Andi hat alle Sünden – die Alkoholsucht, die Drogenabhängigkeit, Diebstähle, Lügen, Betrügereien, einfach alles, was ihm einfiel – Gott bekannt und um Vergebung gebeten. Als er sich verabschiedete, hatte ich den Eindruck, dass er die Gewissheit der Vergebung seiner Sünden erfahren hatte.«

»Oh Happy Day!«

Für mich war es aber irgendwie schwer zu verstehen, dass Gott mich wirklich noch annehmen konnte, nach allem, was ich verbockt hatte. Redete Jürgen nicht genau all das Zeug, das mir meine Eltern auch immer wieder gepredigt hatten, was ich einfach nicht hatte hören wollen und wo ich immer einen dicken Hals bekommen hatte?

Aber jetzt klang das alles ganz anders, so wie für mich gemacht. Ich sehnte mich nach Frieden und Versöhnung mit Gott.

Wir fingen dann an, zusammen in der Bibel zu lesen. Jürgen erklärte mir, wenn ich wirklich vom Herzen her meine Sünden bekennen würde, dann sei es egal, was ich alles angestellt hätte und wie oft ich es gemacht hätte. Jesus Christus sei treu und würde mir vergeben. Da gingen wir zusammen auf die Knie und ich schüttete Jesus mein Herz aus, fing an, ihm zu sagen, wie ich ohne und gegen ihn gelebt hatte, und bekannte ihm meine Sünden – zumindest die, an welche ich mich erinnern konnte. Und dann bat ich ihn, in mein Leben zu kommen.

Ich weiß nicht, ob jemand, der diese Zeilen liest, schon mal längere Zeit unter Angst gelebt und gelitten hat. Auch wenn ich nicht danach aussah: Für mich war Angst ein jahrelanger Zustand. Wenn ich in der Stadt unterwegs war, hatte ich Angst, dass ich gleich von irgendjemandem ein Messer im Rücken

haben würde, weil ich einfach so viele Leute gelinkt und betrogen hatte. Ich hatte Angst, dass mich irgendwann und irgendwo die Polizei erwischte. Mit diesem Druck und dieser Angst zu leben – das ist Wahnsinn!

Nachdem ich Jesus jetzt meine Schuld bekannt hatte, fiel diese ganze Last von mir herunter. Das war ein Gefühl der Erleichterung und Befreiung, das kann man gar nicht beschreiben. Ich dachte tatsächlich, ich wäre im Himmel. Es war unglaublich schön! Anschließend spülten wir gemeinsam noch mehrere Klospülungen voll Drogen hinunter. Alles war weg.

Aber ein Problem blieb: Ich war drogenabhängig, und man musste mir irgendwie weiterhelfen. Jürgen fing dann an, herumzutelefonieren und sich zu erkundigen, wo ich unterkommen könnte. Damals gab es schon alle möglichen christlichen Einrichtungen, Gefährdetenhilfen und Therapien für Drogensüchtige. Die waren allerdings alle überbelegt, nirgendwo gab es eine Chance für mich.

Da erinnerte ich mich und sagte zu Jürgen: »Mein Onkel Wolfgang, der hat so ein Freizeithaus in Meinerzhagen, und der kümmert sich auch um solche Typen wie mich.« Vor ungefähr zehn Jahren war ich einige Male auf den Jungen-Freizeiten gewesen, die er leitete, und dort war immer einiges los gewesen. Sport, Spiel und Spaß, aber auch ziemlich an die Nieren gehende abendliche Bibelstunden, an die ich mich gut erinnern konnte. In den letzten Jahren hatten wir uns allerdings völlig aus den Augen verloren.

Jürgen kannte meinen Onkel natürlich auch, denn der war auch in Schwelm aufgewachsen und hatte damals zu der gleichen Gemeinde wie meine Eltern und auch Jürgen selbst gehört. Aber dieser Onkel stand in einem etwas zweifelhaften Ruf der Gemeinde, weil er nicht ganz so angepasst lebte, irgendwie aus der Reihe tanzte und sich mit seiner Frau um chaotische Kinder, gefährdete Jugendliche, Drogensüchtige und ähnliche Typen gekümmert hatte. Jürgen zögerte deshalb, mich bei ihm unterzubringen, doch schließlich sagte er: »Komm, ruf mal da an!«

Als ich dort anrief, sagte Wolfgang spontan: »Du kannst sofort kommen, gar keine Frage. Bring Arbeitsklamotten mit!« Am gleichen Tag noch wurde ich von Günter Vogel, einem guten Freund aus Hückeswagen, nach Meinerzhagen gebracht. Wolfgang und seine Frau Ulla mit ihren Kindern, den Zivis, Mitarbeitern und Mitbewohnern nahmen mich daraufhin in ihre Familie auf.

Szenenwechsel

32

Natürlich freute sich Wolfgang riesig darüber, dass ich mein Leben Jesus gegeben hatte. Am selben Abend machten wir einen Spaziergang und sprachen noch mal darüber, was sich

bei mir im Leben mit Jesus verändert hatte und sich noch verändern musste. Zum Abschluss sagte er mir: »Andi, morgen früh um zehn Uhr haben wir Gemeinde.«

»Jau«, sagte ich da, »ohne mich, das geht gar nicht. Ich hab nur eine kurze Hose und ein T-Shirt dabei. So kann ich nicht in die Gemeinde gehen.« Ich war froh, diese Ausrede auf Lager zu haben.

»Wieso denn nicht?«

»Nee, das geht gar nicht!«

»Ich hol dich morgen früh ab!«

Ich ging auf mein Zimmer, das ich bezogen hatte, schlief nach langer Zeit wieder fest und gut und machte mir erst einmal nicht viele Gedanken.

Doch am nächsten Morgen stand Wolfgang da, auch mit kurzer Hose und T-Shirt, und sagte zu mir: »Komm, wir gehen jetzt in die Gemeinde.«

»So willst du doch nicht in die Gemeinde gehen, oder?«

»Ja, warum denn nicht?«

Ich war total geschockt, hatte aber keine andere Ausrede parat und kam dann mit – natürlich mit sehr gemischten Gefühlen und Befürchtungen. Als ich dann jedoch in den Raum kam – diese Gemeinde traf sich in dem Freizeithaus – dachte ich, ich sei auf einem Hühnerhof gelandet.

Ich hatte von früher nur in Erinnerung, dass, wenn man in die Gemeinde kam, Totenstille herrschte, alles ruhig, jeder war feierlich angezogen, man musste sich benehmen. Aber jetzt

saßen da viele Leute und es war ein Gegacker und man bemerkte gar nicht, dass ich reinkam.

Ich werde es nie vergessen: In der langen Stuhlreihe vorne saß ein Mann in feinstem Anzug und direkt neben ihm einer, der einen hellblauen, total eingelaufenen Goofy-Pulli anhatte. Diese beiden Leute passten nach meiner Meinung und Erfahrung wirklich nicht zusammen. Und so war die ganze Gruppe zusammengewürfelt. *Was ist hier denn los?*, fragte ich mich. Keine Ahnung. Auf einmal fing diese Gemeinde an, Gott zu loben. Sie sangen Lieder, berichteten eigene Erfahrungen mit Gott, zitierten Bibelworte. Ich dachte: *Das gibt's doch gar nicht! Also, wenn irgendwo Gott ist, dann ist er hier!* Ich konnte ihn förmlich spüren. Das war für mich der erste Schritt, dass ich anfang, die Gemeinde Jesu zu lieben – obwohl ich am Anfang voller Vorurteile steckte und die Frommen überhaupt nicht abkonnte.

Aber hier waren Leute, die mir halfen, in der Bibel zu lesen. Ich wusste nicht, wie man Bibel liest. Meine Mutter hatte mir nachts immer die Bibel hingelegt, damit ich mal drin lesen würde. Ich hatte auch manchmal so getan und ein paar Seiten aufgeschlagen und die irgendwo hingelegt, aber ich hatte nie darin gelesen. Und jetzt saß ich vor dem Buch und wusste nicht, wie ich anfangen sollte. Aber nun waren da ganz liebe Geschwister, die mir erklärten, wie ich es lesen sollte und wie ich damit persönlich im Alltag umgehen konnte. Das war eine riesige Erfahrung für mich, und ich merkte auf einmal: *Die*

Bibel wird lebendig! Dieses Buch, das ich für tot gehalten habe, spricht zu mir.

Blaulicht

Ja, und dann kam eine Woche später der Montag, an dem draußen alles voll Blaulicht war. Die Polizeiwagen waren angerauscht, das große Verhör mit der Polizei stand an.

Wir saßen zu diesem Zeitpunkt draußen im Garten. Es war tolles Wetter, und wir unterhielten uns. Als die Herren von der Polizei nun vor uns standen, hieß Wolfgang sie herzlich willkommen und lud sie ein, sich zu uns zu setzen – was diese Männer mit ernsten, kritischen Mienen tatsächlich auch taten.

Wolfgang stand wie ein Löwe für mich ein. Ich kannte der Polizei viele Dinge. Ich hatte in den letzten Jahren jede Menge Einbrüche durchgeführt, dann war da die Sache mit den Autos usw. ...

Die Polizisten schrieben alles mit und wollten dann Wolfgang mal alleine sprechen. Der erzählte mir hinterher, was sie gesagt hatten: »Nehmen Sie den bloß nicht auf, der muss in den Knast!«

Aber Wolfgang hatte angeboten: »Ich will mich um ihn kümmern, ihn aufnehmen und ihm helfen, ein anderes Leben zu

führen. Sollte das nicht klappen, dann können Sie ihn immer noch einlochen!«

Und darauf waren sie tatsächlich mit einigen mahnenden Sätzen eingegangen.

Ich schulde ihm viel Dank dafür, dass er das gemacht hat. Aber er war auch sehr konsequent mit mir. Er bestand direkt am nächsten Tag darauf, dass wir zusammen zu den Leuten hinführen, die ich bestohlen und denen ich Unrecht angetan hatte, damit diese Dinge in Ordnung gebracht würden.

Ich kann euch sagen: Ich hatte früher keine Probleme, in eine Gruppe von zwanzig Leuten zu springen, um mich zu prügeln. Aber jetzt dahin zu gehen und zu sagen: »Leute, ich hab euch beklaut«, das waren schwere, sehr schwere Gänge. Doch ich erlebte dabei Unfassbares, zum Beispiel, dass mir teilweise Schulden in großer Höhe erlassen oder gemindert wurden. Einige fragten sogar: »Wie kann man denn zu Gott finden?«, und wollten mehr wissen.

Es war eine sehr aufregende Zeit. Ich fand dann eine tolle Arbeitsstelle, wo ich – mit vielen Nachtschichten – relativ schnell meine Schulden abarbeiten konnte. Ich wollte in anderthalb Jahren meine Schulden zurückzahlen. Trotz meiner Vorstrafen musste ich nicht ins Gefängnis. Ich bekam ein paar Auflagen und durfte auch den Führerschein nicht sofort machen. Ja, und dann kam der Tag, an dem ich meine Schulden abgearbeitet hatte und ich von einer sehr großen Last befreit war.

Inzwischen war ich in die Gemeinde hineingewachsen, lebte in einer urigen Wohngemeinschaft mit der Familie von Wolfgang und Ulla und ihren Kindern, einigen ähnlichen Chaoten wie mich und jungen Christen, die als Zivis oder Helferinnen in der Küche und im Haus für Stimmung und Abwechslung sorgten. In dieser Zeit lernte ich durch die zahlreichen Freizeiten, durch das Gemeindeleben und die vielen Besucher eine Menge Menschen kennen, von denen manche bis heute gute Freunde sind. Es waren Monate, in denen ich wirklich viele Erfahrungen mit Gott machen durfte.

Es war nicht alles rosig ...

Aber es kam dann auch eine Zeit, in der ich in ein Loch fiel. Irgendwie fing ich wieder an, mich mehr um meine Hobbys zu kümmern. Andere Sachen wurden mir wichtiger als Jesus, und ich schleppete mich nur noch in die Gemeinde. So richtigen Bock hatte ich nicht mehr. Viel lieber wäre ich irgendwo in einem Biergarten gewesen. Irgendwie war das ein zähes Leben, und ich dachte schon: *So schön, wie es am Anfang war – irgendwie ist das vorbei!*

Eines Tages kam ein etwas älterer Christ auf mich zu und sagte: »Andi, was ziehst du denn eigentlich für ein Leben ab? Das ist ja total lächerlich, was du da machst!«

Ich antwortete: »Wieso? Was hast du denn?«

»Ja, du heuchelst hier einen vor, du gehst in die Gemeinde, und im Endeffekt willst du gar nicht hier sein!«

Er hatte mich total durchschaut, und ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Da sagte er mit Nachdruck: »Möchtest du etwas ändern in deinem Leben?«

»Joa«, sagte ich zögernd und mit etwas Unbehagen.

»Dann treffen wir uns ab jetzt jeden Freitagmorgen. Um fünf Uhr bin ich bei dir. Der Kaffee ist dann bitte fertig.«

Das saß, und ich wagte nicht zu protestieren!

Dazu muss ich erklären, dass er Unternehmer war und eine große Firma leitete und außerdem viele Aufgaben in der Gemeinde übernommen hatte. Ich war irgendwie sehr beeindruckt davon, dass so jemand für einen Typen wie mich überhaupt Zeit investieren wollte. Aber das war für mich das Beste, was mir passieren konnte.

Dirk, dieser Firmenchef, nahm mich an die Hand und sagte zu mir: »Wir versuchen jetzt, die Bibel wörtlich zu nehmen und das zu leben, was in der Bibel steht. Wir lesen einen Abschnitt, beten darüber und überlegen, wie wir das Gelesene in der Woche anwenden können. Wir werden uns in der Woche danach austauschen, wie es dir und mir damit ergangen ist.« Er machte also genau das Gleiche wie ich.

Das war eine verrückte Zeit. Wir machten das tatsächlich drei Jahre lang und wurden darüber dicke Freunde. Ich erkannte in

dieser Zeit, wie viele Dinge sich inzwischen in meinem Leben eingestrichelt hatten, die mir ein freudiges Leben mit und für Gott unmöglich gemacht hatten. Mit Gottes Hilfe konnte ich mein Leben noch einmal neu unter die Herrschaft Jesu stellen und alles aus meinem Leben beseitigen, was mir die Freude an Gottes Wort und am Gemeindeleben genommen hatte. Gott schenkte, dass ich wieder einen klaren Blick auf Jesus bekam und dass die Freude, die ich anfangs gespürt hatte, wieder neu da war. Auch die Freude, die Gemeinschaft mit Christen zu genießen, wurde mir wieder neu geschenkt.

Neuland

Einige Zeit später vertraute uns Gott eine neue Aufgabe an: Zusammen mit Werner Reiß begannen wir in dem Dorf, wo Dirk und Werner mit ihren Familien wohnten, einen Hauskreis. Das war in Müllenbach, einem Ortsteil von Marienheide, ein paar Kilometer von Meinerzhagen entfernt. Wir beteten dafür, dass wir in einer bestimmten Zeit drei Leute fänden, die da mitmachen würden. Innerhalb von einer Woche hatten sich fünf Leute dafür zur Verfügung gestellt, und wir konnten diesen Hauskreis starten. Man muss dazusagen, dass Dirk eine Fähigkeit und Freude hatte, Leuten die Bibel zu erklären und lieb werden zu las-

sen. So kam es, dass wir nach kurzer Zeit dreißig Leute in unserem Hauskreis als Gäste hatten, manchmal sogar noch mehr. Es waren Nichtchristen, ungläubige Leute, die wirklich nichts mit dem Glauben zu tun hatten, mit denen wir die Bibel lasen und uns anschließend darüber austauschten. Bald hatten zwölf von ihnen eine Entscheidung für Jesus Christus getroffen. Wir waren selbst überrascht und wussten zuerst nicht, was wir jetzt mit ihnen machen sollten. Wir konnten sie schlecht mit in unsere Gemeinde nach Schoppen nehmen, weil die sonntags schon überfüllt war. Und zu den zwölf Leuten gehörten auch noch einige Familien, die wir ja auch noch aufnehmen und gewinnen wollten. Wir trafen uns dann mit einigen Brüdern der Gemeinde in Schoppen und beteten dafür, dass Gott uns die nächsten Schritte zeigte. Tatsächlich machte Gott uns relativ schnell klar, dass wir in diesem Ort, Marienheide-Müllenbach, wo wir unseren Hauskreis hatten, eine Gemeinde gründen sollten.

Eine Woche später kamen Gastwirte aus Müllenbach zum Glauben. Wir hatten vorher schon überlegt, dass der einzige Ort, wo wir uns treffen könnten, eigentlich diese Gastwirtschaft war. Als die beiden jetzt zum Glauben kamen, war für sie klar: Sie wollten nicht länger Gastwirte sein und Bier ausschenken, sondern wünschten sich, dass hier eine Gemeinde entstehen könnte.

40

Tatsächlich trafen wir uns dann mit unserem Hauskreis kurze Zeit später in der ehemaligen Gaststätte. Die ersten Male saßen wir noch gemeinsam am Tresen und hielten da unsere

Bibelstunden. Später fingen wir an, die Räume zu renovieren, und bekamen Unterstützung von Freunden aus anderen Gemeinden. Wir waren mittlerweile eine Truppe von sechs Brüdern, die verbindlich diese Gemeindegarbeit starten wollten. Für uns war klar: Jeder, der hier mitarbeiten wollte, musste auch hier im Dorf wohnen. Und so zogen wir alle nach Müllenbach.

Pizza, Kicker und 15-Minuten-Botschaft

Ich könnte hier jede Menge Geschichten erzählen, aber ich versuche das ein bisschen zu raffen. Uns war wichtig, dass wir unter diesen Leuten wohnten, damit sie sahen, wie wir lebten, und merkten, dass Christus unser Leben bestimmte und wir nicht unser eigenes Ding machten. Bald darauf gründeten wir im Dorf einen Jugendtreff. Das war genial. Die Jugendlichen aus dem Dorf kamen sofort dorthin. Ich durfte ihn viele Jahre leiten. Wir hatten ihnen einen Kicker hingestellt, eine Theke und einen Pizzaofen gebaut – so konnten sie selbst ein bisschen wirtschaften. Der Kernpunkt aber war eine 15-Minuten-Botschaft am Abend und die darauffolgende Gelegenheit für Gespräche. Das wurde super angenommen, und von den Jugendlichen kamen mehrere zum Glauben.

Dadurch bekamen wir großes Vertrauen im Dorf und immer mehr Kontakte, sodass wir viele Möglichkeiten hatten, die Leute einzuladen und mit ihnen über Jesus zu sprechen. Wir erlebten wirklich Großes: Inzwischen sind wir etwa hundert Leute in der Gemeinde – und wir haben nur selten Personen aus anderen Gemeinden aufgenommen, weil es uns ganz wichtig war, eine Gemeinde mit natürlichem Wachstum zu haben und nicht mit Überläufern aus anderen Gemeinden.

Es war eine wunderbare Zeit, und wir beteten und flehten manche Nächte um Gottes Führung, Segen und Bewahrung.

Mittlerweile steht die Gemeinde auf etwas stabileren Füßen. Dirk, der sich damals mit mir getroffen hatte, zog schon ein Jahr nach der Gemeindegründung mit seiner Familie in den Chiemgau, gründete dort eine Firma und – mit einem Bruder, der dort schon einen Hauskreis begonnen hatte – eine Gemeinde. Auch dort kamen Menschen zum Glauben, und unsere Geschichte wiederholte sich.

Wir sind dankbar, dass wir viel von Dirk lernen durften.

Uns wurde in Müllenbach wichtig, gerade auch die jungen Christen in alle Aufgaben mit einzubeziehen. Sie sollten nicht nur Konsumenten bleiben, die einfach dasitzen, sondern jeder sollte seine Aufgabe in ganz verschiedenen Bereichen erkennen und praktizieren.

42

Deshalb ist Gemeinde für mich etwas sehr Wichtiges und Schönes geworden.

Der Apostel Paulus schreibt in einem seiner Briefe, dass Gott durch die Gemeinde der unsichtbaren Welt – wahrscheinlich den Engeln, Dämonen und wer sonst noch damit gemeint ist – die »*mannigfaltige Weisheit Gottes*« (Epheser 3,10) zeigen möchte, und das finde ich gewaltig.

Aber wir können noch weitergehen und uns fragen: Wenn die Engelwelt jetzt hier auf uns als Gemeinde schaut, was sieht sie da? In vielen Fällen sieht das nicht so schön aus. Doch wenn wir als komplett verschiedene Christen, die von ihrer Prägung her eigentlich keinen Tag miteinander ohne Streit klarkommen würden, lernen, einander zu dienen und unseren Egoismus abzulegen, dann wird etwas von dem Wunder und der Schönheit Gottes sichtbar.

Der bekannte amerikanische Autor William MacDonald schreibt in einem seiner Bücher, wie er in Haifa eine Gemeinde kennengelernt hat, in der Palästinenser und Juden, die Christen geworden waren, miteinander das Abendmahl feierten und Jesus Christus lobten und anbeteten.

Ich glaube, das ist eines der Wunder und Geheimnisse Gottes: dass Menschen, die sich von ihrer Herkunft spinnefeind sein müssten und keine Beziehungen zueinander haben, durch Jesus Christus Brüder und Schwestern geworden sind. Das ist die gewaltige Kraft Gottes, die Liebe Gottes, die das in uns zustande bringt.

Ein weiterer Bibelvers, der mir für den Umgang mit meinen Mitmenschen sehr wichtig geworden ist, steht im Brief von Paulus an die Christen in Kolossä:

»Wandelt in Weisheit gegenüber denen, die draußen sind, die gelegene Zeit auskaufend. Euer Wort sei allezeit in Gnade, mit Salz gewürzt, so dass ihr wisst, wie ihr jedem Einzelnen antworten sollt« (Kolosser 4,5-6).

Ein gesalzenes Leben

Dieser Vers hat mir sehr viel Mut gemacht. Ich habe bereits erzählt, dass ich in meiner wilden Zeit eine Gaststätte betrieben habe. Sehr gerne stellte ich damals auf Tresen und Tische gesalzene Erdnüsse oder Salzstangen. Was war mein Motiv? Nicht, dass ich so spendabel war – im Gegenteil: Es war reines Geschäftsinteresse! Je mehr die Gäste von den salzigen Knabbersachen aßen, umso mehr Durst bekamen sie und entsprechend mehr Bier wurde getrunken.

44

Genauso sollte unser Leben und unser Reden bei unseren Mitmenschen wie Salz wirken, nachdenklich machen, Interesse

wecken und Fragen auslösen: »Was ist eigentlich dran an der Botschaft von Jesus Christus?«

Ich wünsche mir so sehr, dass wir wirklich so leben, dass wir diese Zeit auskaufen, und ein brennendes Herz für die Menschen haben, die Jesus Christus nicht kennen. Wenn wir uns bewusst machen, wie viele Leute täglich ohne Gott sterben, dann ist uns nicht mehr wichtig, wie viel Geld wir verdienen oder wie luxuriös wir wohnen. Das sind alles Sachen, die in der Ewigkeit nicht mehr zählen werden. Dann wird deutlich werden, ob unser Leben unseren Nachbarn, Kollegen und Bekannten ein glaubwürdiger Anreiz war, die Bibel und Gott ernst zu nehmen und Jesus Christus kennenzulernen.

Wenn wir als Christen wirklich in einer engen Gemeinschaft mit Gott leben, dann drängt uns diese Liebe zu den Menschen, ihnen auf irgendeine Weise ein Wegweiser zu unserem Erlöser zu sein.